

# Liebe und - Mitleid

Autor(en): **Schmid-Realta, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Freundschafts-Banner**

Band (Jahr): **4 (1936)**

Heft 17

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567032>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wie einst über Blut und Leichen. Die Menschheit ersäuft im Egoismus. Das kleine wird beiseite geschleudert und zertreten; tiefstes Menschentum verraten und verkauft um ein Judasgeld. Und das alles in dem berühmten Jahrhundert der persönlichen Freiheit, der Aufklärung und Intelligenz. Schwefel und Pech! Wem da nicht das Blut schneller durch die Adern jagt, wem da nicht die Augen heller und die Muskeln straffer werden, der ist wahrhaftig wert in der großen grauen Masse des Stumpfsinns zu verschwinden.

(Fortsetzung folgt)

## Lob auf die Freundschaft

von Louis-Henri Strobel.

Harfe komm in meine Hände,  
Daß dem Gott ein Lob ich spende.  
Der durch seine milde Hand  
Mir den Freund hat zugesandt.

Denn schon Schiller hat gesungen,  
Wenn der große Wurf gelungen  
Eines Freundes Freund zu sein,  
Stimm in diesen Jubel ein.

Mir ist dieser Wurf gelungen,  
Einen Freund hab ich errungen,  
Wie er besser nicht könnt' sein.  
Kein Gesetz und keine Pein,  
Ich bin sein und er ist mein.

## Liebe und — Mitleid

Erzählung von L. Schmid-Realta.

Der Ginster blüht. Heiß und grell liegt die Sonne überm Verbano, dessen Wasser wie geschmolzenes Blei am Fuße des Monte Verita liegt. Stumpf und müde schweifen meine von der Mittagssonne geblendeten Augen über den See gegen Italien. Müde setze ich mich zwischen die gelben Ginsterbüsche. Ein graubraunes Etwas huscht zwischen meinen Halbschuhen durch: eine Schlange, eine giftige ist's. Ich kenne sie; zu oft hat mich am Anfang meines Hierseins so etwas erschreckt. Und heute, wenn sie mich gebissen hätte? Ob ein Schlangenbiß sehr schmerzhaft ist? Ob man lange warten muß bis der Tod kommt?

Hansel ist fort. Gestern früh ist er gegangen. Nicht einmal einen Kuß zum Abschied gab er mir. Ist's wahr, ist er weg, ist's nicht nur ein böser Traum? Und wenn ich erwache, liegt er dort an der andern Wand nicht in seinem Bett? Ich lausche seinem Atem, betrachte immer wieder sein braunes, rassig geschnittenes, von schwarzen, wirren Locken umrahmtes Gesicht. Nein, ich schlafe nicht, es ist kein böser Traum, es ist traurige Wahrheit. Er ist gegangen mit ihr, er mußte gehen. Er konnte nicht anders; denn er war nicht wie ich. Ich liebte ihn, nicht auf den ersten Blick; allmählich kam es langsam. Aber unendlich süß und schön war sie, die aufkeimende Liebe. Als ich ihn zum erstenmal sah, trat ein spöttisches Lächeln auf mein Gesicht. „Ach, der Bauer“, dachte ich, denn er trug bäuerlich einfach geschnittene Kleider. Dann blickte ich in seine glänzenden, von wun-

derbar gewölbten Brauen und dichten, schwarzen Wimpern umrahmten Augen, die fragend und prüfend auf mich gerichtet waren. Diese Augen vertrieben den Spott von meinem Gesichte, ich bot ihm die Hand zum Willkomm. Wir mußten hier im Hotel zusammenarbeiten, ich sollte ihn in die Arbeit eines Hotelküchen-Casseroliers einführen. Er war ein einfacher Hotelangestellter wie ich. Zwar fing er erst an und war wohl etwas ängstlich oder geniert, als er mein spöttisches Lachen wahrnahm. Er war sich seiner bäuerischen, etwas unbeholfenen Figur wohl bewußt und mein Spott berührte ihn peinlich. Doch als ich ihn willkommen hieß, drückte er mir die Hand mit einem treuerherzigen Lächeln in seinem Gesicht.

„Sie sind Deutschschweizer, wie ich höre, das freut mich sehr.“

Es ergab sich, daß unsere Heimatdörfer kaum einige Wegstunden auseinander lagen. Er wollte mit mir über die Heimat plaudern, doch ich wich ihm aus. Belügen wollte ich ihn nicht, und sagen, warum ich aus der Heimat gezogen und nie mehr zurückkehre, das konnte ich damals noch nicht. Hätte ich ihm von meiner Veranlagung sagen sollen? Kaum würde er mich verstanden haben. Ich dachte gar nicht daran, daß ich jemals intimer mit ihm sein könnte. Seine kraftvolle Gestalt und sein offenes Wesen gefielen mir an ihm. Doch den gleichen Gefallen habe ich auch an einem schönen, edlen Tier.

Als er kam, blühten die ersten Mimosen und Kamelien; die Natur rüstete sich zum alljährlichen Liebesfeste. Die Nächte waren noch kühl und still und des Morgens, wenn der Tag heraufdämmerte, sangen im Garten vor unserm Zimmer die Vögel süß und sehnsüchtig vom kommenden Frühling. Abends schwirrten noch nicht die Tausende von Leuchtkäferchen, und auch die Zikaden schwiegen noch. Schlangen traf man selten. Den ganzen Tag war man frisch und arbeitete mit Vergnügen; denn die Sonne wärmte noch mildt und belebend, während sich später die Hitze bis zur Unerträglichkeit steigerte.

Zwei Wochen später waren wir inmitten des Blütentraumes. Der ganze Park des Hotels war ein Meer von blühenden Mimosen, Kamelien, Oleander und duftendem Jasmin. Ein betäubender Dunst von Blüten und Blumen durchzog die Gegend. Die Menschen bekamen träumerische, sehnsuchtsvolle Augen. Sie sehnten sich unbewußt nach Liebe, nach etwas Freudigem, dem sie sich hingeben, in das sie untertauchen wollten. Alle Menschen waren freundlicher und liebevoller zueinander. Die Frauen trugen helle, duftende Kleider und die Männer blickten ihnen aufmerksamer nach als früher. Ueberall hielt der Frühling Einzug. Eine Frühlingsnacht im Süden, eine Liebesnacht aller Wesen, kam. Die wenigen Gäste, lauter Künstler, hatten den Speisesaal verlassen und stiegen zum See hinunter, um in den Barken eine gemeinsame Fahrt über den See zu machen. Wir Angestellten hatten einen freien Abend und beschlossen ins Dorf hinunterzugehen, um zu tanzen. Zu viert, Gabi und Martha, die Zimmermädchen, Hansel und ich, stiegen wir den blühenden Berg hinab. Der Abend war zauberisch schön; in der vom Blütenduft durchschwängerten Luft summten die unzähligen Leuchtkäferchen und im Grase zirpten die Zikaden. Ein leichter Südwind flüsterte in den Palmen und bewegte den hohen, schlanken Bambus. Ich hätte lieber eine Fahrt über den See gemacht, aber die andern wollten tanzen.

**Artkollegen! Abonniert das „Freundschafts-Banner“!**

Im Ristorante del Lago, hart am See, tanzte das Hotelpersonal mit englischen Ladys, kühlen, blonden Deutschen und französischen Modepüppchen. Die begleitenden Herren dieser Damen tanzten dafür mit den geschmeidigen Asconesinnen und die Asconesen mit allem Weiblichen, das zu finden war. Es ist sonderbar, wie hier in dem einzig herrlichen Erdenwinkel die Menschen anders werden, sobald sie eine kurze Zeit hier sind, besonders im Frühling: auch die stolzeste Lady mischt sich unter das tanzende Volk. Es herrschen in diesem einfachen Tanzlokale weder die steife Etikette der vornehmen Welt noch die gemeine Atmosphäre niederer Kreaturen. Es herrscht nur Freude. Nie gibt es einen störenden Auftritt, und doch kommen kaum in einem einzigen Tanzlokal Europas so viel verschiedene Rassen zusammen wie hier. Ascona ist international und wohl ein Dutzend verschiedene Sprachen durchfluten lachend und harmlos flirtend den Raum.

(Fortsetzung folgt!)

## Was man nie tun sollte

Briefe offen herumliegen lassen (leicht fallen sie in unberufene Hände). Briefe in der Aufregung oder im Zorn beantworten (darüber schlafen). Diskrete Schreiben mit dem Löschblatt trocknen. Etwas unterschreiben, das man nicht genau durchgelesen hat. Quittieren, wenn der Betrag nicht auch in Worten geschrieben ist. Geliehene Bücher an Drittpersonen weitergeben. Arzneien im Bereich der Kinder abstellen oder aufbewahren. Etwas kaufen, das man nicht bezahlen kann. Schwächere, namentlich Kinder, zum Zorn reizen. Mitmenschen belästigen, wenn man es vermeiden kann. Aus Zeitungen oder Büchern vorlesen, wenn jemand schriftlich beschäftigt ist. Rat erteilen, wenn er nicht gewünscht wird.

M.B.

# „Die Seite unserer Frauen!“

## Rätselhaft.

von Th. Rüling.

Keinen Funken von Verständnis, sie ahnten nichts von meinem innern Leben, sonst hätten sie mich nicht noch zu allem mit Heiratsplänen gequält. Heiraten — ich? Mein ganzes Leben neben einem Manne verbringen, in die intimste Berührung mit ihm kommen — mir schaudert's jetzt noch, wenn ich nur daran denke, jetzt, wo ich sicher vor solchen Sachen bin. Nein, wenn sie jemals versucht hätten, mich zu verstehen, sie würden mir die Stunden erspart haben, in denen ich auf die endlosen Fragen: „warum willst du ihn denn nicht?“ — nur die eine, unmoderne Antwort hatte: „ich liebe ihn nicht“. Und dann schlugen sie ein Hohngeächter an und spotteten: „worauf wartest du denn eigentlich, du gehörst ins Irrenhaus mit deinem lächerlichen Männerhaß“. Ich hasse die Männer nicht, im Gegenteil, viele sind mir liebe und treue Freunde gewesen, gleich veranlagte und normale, aber meine Liebesleidenschaft gehört dem Weibe und nur ein Weib kann mir die höchsten Wonnen der Liebe geben, jene Wonnen, die kein Mund jemals in ihrer ganzen Glut und Tiefe, in ihrer seligen Götterschönheit schildern kann. Ich habe sie genossen und im Genusse so ganz und tief empfunden, daß es ein Gott gewesen ist, der uns diesen Liebestrieb gegeben hat, daß wir keine Sünder wider die heilige Natur sind, sondern ihre Kinder, wie jene, die uns verdammen. Du weißt, wie ich sie kennen lernte — sie, die mich kurze Zeit vergessen ließ, daß ich in einer kalten, herzlosen Welt lebte. Erinnerst du dich an jenen wonnigen Augustabend, an dem Kommerzienrat Franz ein Fest in seinem prachtvollen Parke gab? Dort sah ich sie, dort flogen unsere Seelen zusammen beim ersten Blick. Wir hatten uns nie vorher gesehen und doch war's, als kannten wir uns seit langem. Kaum ein Wort wurde zwischen uns gewechselt, aber als sich bei der nächsten Gondelfahrt auf dem stillen Fluß Gertruds Hand in meine stahl, da wußte ich, wir gehörten zueinander. Ein Verkehr ließ sich leicht anbahnen, denn meine Eltern waren froh, daß ich einmal eine Freundin mit „weiblichen Manieren“ hatte, konnte sie doch einen guten Einfluß auf meine überspannten Ideen ausüben. Wir waren

täglich beieinander und viele Nächte — Nächte, die all das Leid meines vergangenen Lebens auf einmal verlöschten. Soll ich die seligen Liebestunden schildern? Ich kann es nicht! Meine Worte wären zu nüchtern und zu alltäglich. Wir weilten wochenlang zusammen an der See. Wenn wir im weißen Sande lagen und das weite, unendliche Meer seine trunkenen, sehnen- den Liebeslieder sang, wenn ich ihren warmen, jugend- schönen Leib neben mir fühlte, dann war ich glücklich, wunschlos glücklich.

Aber dieses Glück war zu groß — es wurde zerstört. Meine Mutter fand eines Tages auf meinem Schreibtisch ein glühendes Liebesgedicht, das die Wonnen einer Liebesnacht mit Gertrud schilderte. Sie war entsetzt, mein Vater desgleichen. Man rief mich. „Hast du dieses tolle Zeug geschrieben?“ „Ja!“ „Schämst du dich denn gar nicht? Ich will hoffen, es ist nur krankhafte Phantasie; möglich ist so etwas ja nicht.“ Ich schwieg. Sollte ich ihnen sagen, daß alles Wahrheit ist? Es hätte nichts genützt. „Es ist entsetzlich, daß wir an unserer Tochter solche Sachen erleben! Diese ungesunde Freundschaft ist ein für allemal aus. Was mit dir geschieht werde ich mir noch überlegen, eine Kaltwasserheilanstalt scheint mir der beste Aufenthalt für dich!“ schrie mich mein Vater wütend an.

Es war aus, sie trennten mich von Gertrud. Was sie ihren Eltern gesagt haben, weiß ich nicht, nur so viel erfuhr ich, daß sie für einige Zeit zu einer Tante auf ein Gut irgendwo in Ostpreußen geschickt worden sei. Ich verzweifelte und griff schon damals zum Revolver. Da kamst du zufällig, um mich zu besuchen — ein Taschentuch verbarg die Waffe — und brachtest meinen Verzweiflungsausbrüchen das wahrste und innigste Verständnis entgegen. Ich fing noch einmal an zu hoffen. Ich wollte dir folgen, wollte mutig überwinden, wollte kein schwacher Feigling sein. Und Gott ist mein Zeuge, ich habe gekämpft und gerungen. Es war umsonst, ich kann dies Leben nicht länger ertragen. Ich bin keine Verbrecherin, keine Wahnsinnige, aber sie behandeln mich als solche. Ich würde doch zu Grunde gehen, innerlich langsam verbluten — lieber ein rascher, schmerzloser Tod. Nicht in diesem Hause, das mir zum Kerker ward, will ich sterben. Ich will hinausgehen in die Natur, die ich so sehr liebe, frei will ich sein im letzten Augenblick auf freier Erde.